

Vom Anteil der Facultas Medica Gi(e)ssena am Werden der medizinischen Wissenschaft*

Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen kann trotz ihrer wechsellvollen und erst wenig bekannten Geschichte heute auf eine 375jährige Tradition zurückblicken. Sie ist damit so alt wie die Universität Gießen selbst, die aus der alten Academia Gi(e)ssena und späteren Alma Mater Ludoviciana erwachsen ist. Zusammen mit den anderen drei Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie verlieh sie der Neugründung von Anfang an den Charakter einer Universitas und erhielt zugleich mit den kaiserlichen Privilegien des Jahres 1607 auch die rechtliche Grundlage zur Führung eines Siegels, das sie bis heute verwendet. Da dieses Siegel ein Singulum unter den Emblemen der deutschen Universitäten darstellt und eine Sinndeutung bis heute nicht erfolgt ist, dürfte es ein nobile officium sein, im Rahmen dieses Festvortrages und im Gedenken an die Manen der alten Facultas Medica Gi(e)ssena die Erklärung vorzulegen.

Zunächst sind zwei verschiedene Siegelbilder zu unterscheiden. Das originale Siegelbild von 1607, das auf eine Metallarbeit zurückgeht, und die Kopie von 1737, der ein Holzschnitt zugrunde liegt. Diese Kopie weist zahlreiche Ungenauigkeiten auf, die zu Lasten des notwendigerweise vergrößerten Holzschnittes gehen und eine Interpretation erschweren. Dieses Siegelbild sollte daher nicht länger verwendet und

durch das Originalbild bzw. dessen moderne Nachzeichnung ersetzt werden.

Was zeigt das Siegel der Medizinischen Fakultät? Es zeigt als Emblem die Asklepioschlange, die im Verständnis der Zeit als Drachenschlange mit Vogelkopf erscheint. Sie trägt im Schnabel einen Apfelzweig und in der Klaue ein Stundenglas. Sie flüstert: NHØE: Sei nüchternen Sinnes! Markant sind die Bedeutungsinhalte: Das Motto NHØE verlangt ein stets nüchternes Denken (Sobrietas) und ein stets maßvolles Tun (Temperantia). Die Asklepioschlange selbst fordert auf zu unermüdlicher Tätigkeit (Vigilias) und zur Schlaf aufopfernden Wachsamkeit (Insomnia). Denn nur so gelingt die schwere Aufgabe der Verhütung und Heilung von Krankheiten, die mit dem Sündenfall in die Welt gelangt sind. Auf diesen Sündenfall deutet der Apfelzweig im Schnabel hin. Das Stundenglas mahnt schließlich an die Einsicht in das „Nosce te ipsum“ und in das „Memento mori et aegrotandi“.

So befremdlich solche Forderungen heute in den Ohren mancher klingen mögen, wer möchte bezweifeln, daß die im alten Emblem der Facultas Medica Gi(e)ssena wachgehaltenen Verpflichtungen nach nüchternem Verstand und maßvollem Verhalten, nach rastloser Tätigkeit bei der Verhütung und Heilung von Krankheiten, nach Selbsterkenntnis und Einsicht in die eigene Hinfälligkeit nicht noch heute den Arzt zieren könnten? Für die Angehörigen des „gratiosus medicorum ordo“ der alten Gießener Medizinischen Fakultät war solche Verpflichtung eine Selbstverständlichkeit, für den Angehörigen des heutigen

* Der Vortrag ist mit 120 Lichtbildern in Dreifachprojektion konzipiert und am 11. Mai anlässlich des Universitätsjubiläums 1982 in Gießen gehalten worden. Text und Bild ergänzten sich dabei gegenseitig, so daß ohne die Bildaussage Lücken entstehen und Bezüge verloren gehen müssen.

Fachbereichs steht sie als ethische Forderung.

Wenn schließlich die hintergründige Symbolik des Emblems auf die drei Heilheroen Apollon, Asklepios und Hippokrates hinweist, so steht es auch heute noch einem Fachbereich wohl an, sich auf diese Begründer der abendländischen Medizin hin und wieder zu besinnen, da auch die moderne Medizin trotz allen Fortschritts noch immer auf den damals gelegten Fundamenten beruht. Anlaß zu solcher Rückbesinnung kann das diesjährige Jubiläum sein.

Etwaige Zweifel an der vorgetragenen Deutung des Emblemieres als Asklepios-schlange werden z. B. durch drei Bildwerke ausgeräumt: Die Darstellung der Asklepios-schlange auf der Tiberinsel vom Jahre 1581 und des Asklepios mit Schlangenstab von Maerten de Vos vom Jahre 1592. Beidemale ist die Drachenschlange abgebildet. Der Titelpuffer von 1649 mit der Darstellung des Asklepios mit dem Schlangenstab in der Hand und dem Drachen zu Füßen trennt bereits beide Symboltiere. Das Wort „Draco“ konnte ja Drache und Schlange bedeuten. Das anlässlich der Trauerfeier des im Amt verstorbenen Gießener Rektors Johann Stephan Müller 1768 gemalte Fakultätssiegel beweist, daß das Siegelbild schon damals nicht mehr vollständig verstanden wurde. Denn aus dem Vogelkopf mit Schnabel ist ein Drachenmaul mit Zähnen geworden. Noch 1957 anlässlich der 350-Jahrfeier wurde von einem „Phoenix oder Greif“ gesprochen, die aber ohne Bezug zur Medizin sind.

Besonnenheit und Wachsamkeit (*Prudentia et Vigilantia*) im Zeichen des Asklepios-hahnes fordert auch der wohl bedeutendste Titelpuffer der frühen Gießener Medizin. (Abb. 1). Im oberen Fries werden der Hörsaal, das Krankenbett und das Laboratorium als die vornehmlichsten Arbeitsstätten

des akademischen Arztes gezeigt. Der mittlere Fries weist auf die Tier- und Pflanzenwelt, die Anatomie und die Mineralogie hin. Im Vordergrund sitzen an einem Tisch in arabischer Tracht Hippokrates und Hermes Trismegistos, die Autoritäten der alten und neuen Medizin. Ersterer zeigt den Aphorismus *VITA BREVIS, ARS LONGA*, letzterer den berühmten Satz aus der *Tabula Smaragdina* *QUOD EST SUPERIUS, EST SICUT INFERIUS*. Die Göttin Ceres verkörpert die in antiker Medizin zentrale Stellung der Diätetik, der Gott Vulcanus unterstreicht mit den Zeichen für die verschiedenen Elemente die Stellung der Alchemie in der hermetischen Tradition. Mit diesem Titelpuffer ist die Medizin der Zeit und ihr Auftrag programmatisch aufgezeigt. Die Aufgabe lag in der Verbindung von Hippokratismus und Alchemie als dem Ideal einer Gesundheits- und Krankheitslehre.

Der herausragende Verfechter hippokratisch-hermetischer Medizin war Gregor Horstius (1578–1636), der Verfasser der *Opera Medica*. Er war 1608 aus Wittenberg, dem Bollwerk des Protestantismus und der Schrittmacherin des wissenschaftlichen Fortschritts, nach Gießen gekommen. Wie seine Korrespondenz lehrt, stand er mit den berühmtesten Ärzten seiner Zeit in Verbindung. Entsprechend waren sein Ruf und seine Stellung. Es heißt: „Von seinem Nicken hingen die übrigen Kollegen in der Fakultät ab“. Seine Erfolge als Arzt brachten ihm den Beinamen eines „*Practicus prudens*“ ein, und das Ausland erblickte in ihm sogar den „Äskulap der Deutschen“, so daß Gregor Horstius wohl als der bislang berühmteste Gießener Arzt – die Lebenden ausgenommen – bezeichnet werden darf. Er hat nicht nur die ältesten Gesetze und Statuten der Fakultät beeinflusst, wonach „Gaukler, Marktschreier und Weibsbilder“ vom Collegium Medicum ausgeschlossen waren und der



Abb. 1: Titelpuffer aus den posthum erschienenen „Opera Medica“, Gouda 1661.

Doktorand – laut des ersten Gießener Doktorgelöbnisses von 1608 – sich zu den ethischen Normen hippokratischer Deontologie zu bekennen hatte. Gregor Horstius hat vielmehr auch 1615 die erste Sektion eines weiblichen Leichnams in Gießen durchgeführt. Der Leichnam war am 19. Januar beantragt worden, und am 21. Januar hatte der Landgraf sein Einverständnis gegeben. So schnell wurden damals Anträge von Landgrafen genehmigt! Die erste Gießener Sektion fand also bald nach dem 21. Januar 1615 statt, und es schloß sich die Zergliederung einer trächtigen Hirschkuh an. Die erste Sektion eines männlichen Leichnams nahm ebenfalls Gregor Horstius 1617 vor.

Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, daß Horstius schon 1612 das erste Gießener Lehrbuch der Anatomie vorlegte. Das heute vergessene Werk umfaßt 29 Tafeln und steht noch ganz unter dem Einfluß von Andreas Vesal (1543). Das zeigt der in der Landschaft als lebender Leichnam agierende Muskelmann und die auf Juan de Valverde de Hamusco (1556) zurückgehende makabre Doppelfigur, bei welcher der eine Leichnam dem anderen wie ein demonstrierender Anatom in die geöffnete Körperhöhle greift. Es wäre falsch, hierbei von Plagiat zu sprechen. Nachgeahmt zu werden, bedeutete nämlich Lob, und für viele anatomische Fakten gab es klassische Darstellungen, die als unübertreffbar galten und daher unter Verzicht auf eigene Originalität immer wieder übernommen wurden. Das Titelbild mit dem berühmten Ecorché des Valverde und dem Knochenmann aus Vesal wird später noch einmal begeben.

Die genannten Sektionen fanden damals im Auditorium Medicum des Collegium Ludovicianum statt. Der Raum, der von 1607 bis 1707 als Hörsaal und Sektionslokal diente, war groß genug. Brauchten doch durchschnittlich nur drei Professoren

und 15 Studenten der Medizin darin Platz zu finden, ein Zahlenverhältnis, das heute vor Neid erblassen läßt. – Der 500. Student der Universität wurde übrigens erst 1884 und der 1000. im Jahr 1902 immatrikuliert. – Überhaupt war Gießen mit diesem massiven Renaissancebau, den schon Matthäus Merian im Stich festgehalten hat, vielen Universitäten damals voraus. Dies gilt auch für den Hortus Medicus, der 1609 von Ludwig Jungermann (1572–1653) angelegt wurde und heute der älteste in Deutschland noch an seinem ursprünglichen Ort belassene Botanische Garten ist. Auch hat sich Jungermann für die bauliche Verbesserung des schon 1612 vorhandenen Laboratorium Chymicum eingesetzt und ihm im ehemaligen Gärtnerhaus hinter dem Collegium eine neue Unterkunft geschaffen. Jungermann, der nach dem Fortgang von Horstius im Jahre 1622 der führende Vertreter der Fakultät war und 1624 – im Jahr vor der Schließung und Verlegung der Universität Gießen nach Marburg – auch das Dekanat und Rektorat wahrnahm, hatte einen Ruf nach London ausgeschlagen und sich mit ganzer Kraft für den Erhalt der jungen Universität eingesetzt. Schweren Herzens kehrte der berühmte Botaniker 1625 aber nach Altdorf zurück, wo er im Alter von 81 Jahren starb. Sein Vermögen und seine große Bibliothek vermachte er der Universität Altdorf. Denn er war Junggeselle geblieben mit der Begründung, „er werde dann heirathen, wenn man ihm eine Pflanze bringe, welche er nicht kenne.“ Sein Bildnis mit der Nelke in der Hand mahnt uns: „Vita ut flos fugax, ergo disce mori“ („Das Leben ist flüchtig wie eine Blume, also lerne zu sterben“).

Schaut man zurück, so ist die Frage erlaubt, was aus der jungen Universität und Medizinischen Fakultät, der zu Beginn Männer u. a. wie Gregor Horstius und Ludwig Jungermann angehörten, hätte

werden können, wenn nicht die beiden Unheilsgöttinnen Morbona und Bellona an ihrer Wiege gestanden hätten. Doch sollte die Universität trotz der Pestepidemien und kriegesischen Verwicklungen nach ihrem Marburger Exil 1650 in Gießen wieder neu erstehen.

Repräsentant der Fakultät war wieder ein Horstius, der 1616 als Sohn des Gregor Horstius in Gießen geboren war und als „Hessischer Phoenix“ hohes Ansehen in der wissenschaftlichen Welt genoß. Korrespondierte er doch mit Thomas Bartholinus und William Harvey. Wie sein Vater war Johann Daniel Horstius (1616–1686) um eine Verbindung von Galenismus und Paracelsismus bemüht. Dies bestätigt der Titeltupfer der „Pharmacopoea galenochemica“ von 1651, der die Begründer der *Materia Medica*, Galen und Dioskurides, über einem alchemistischen Laboratorium – man beachte die Hand im Destillierkolben – auftreten läßt. Seine Gießener „Einführung in die Medizin“ von 1660 ist ein Plädoyer für gesunde Lebensführung. So läßt er die Hygieia auf dem Sockel sagen:

„Ich bin die Gesundheit,
was gibt es Angenehmeres?
Ich bin die Vollendung des Guten,
ohne mich schmeckt nichts:
Ceres würde verhungern, Bacchus den Wein hassen
und Venus frieren.
Welche Mühe zur Gesundheit notwendig ist,
das lehrt das Büchlein.“

Zahlreich sind seine Verdienste um die Anatomie: Die heute zu Unrecht vergessene „*Anatomia oculi*“ (1641) enthält seltene Augenabbildungen in Form von Klappbildern, und der berühmte Lymphgefäßspezialist Paolo Mascagni (1752–1815) nennt Johann Daniel Horstius den Erstbeschreiber der Lymphgefäße des Herzens. Thomas Bartholin gibt schließlich an, Horstius habe den genialen Einfall gehabt, daß das Pankreas einen fermentativen Saft an den Magen abgebe. Wenn auch die Richtung dabei nicht stimmte, so war doch der Ge-

danke an eine sezernierende Drüse grundlegend.

International bekannt wurde Johann Daniel Horstius durch sein Urteil im Streit um die intravenöse Injektion von Arzneimitteln. Christopher Wren hatte 1656 auf die intravenöse Narkose hingewiesen. Er hatte Hunden Wein, Bier und Opium eingespritzt und am Ergebnis ebensoviel Interesse gefunden wie an der St. Pauls-Kathedrale, deren Erbauer Christopher Wren war. Der Breslauer Arzt Johann Daniel Major hatte dann 1664 das Verfahren therapeutisch genutzt und die neue Methode „*Chirurgia infusoria*“ genannt. Er hoffte, durch die Injektion geeigneter Arzneimittel die Viskosität des Blutes bei Krankheiten beeinflussen zu können. Auf diese Schrift antwortete Johann Daniel Horstius am 16. Februar 1665 mit seinem „*Judicium*“. Als erfahrener Praktiker distanzierte er sich von den angeblichen Lebensgeistern und Gärungsprozessen im Blut, die durch die Injektion provoziert würden. Er sprach sich vielmehr für die orale Applikation von Arzneimitteln aus, die vorerst nach dem Grundsatz des „*primum nil nocere*“ vorzuziehen sei. Mit dieser abwartenden Haltung sollte Johann Daniel Horstius Recht behalten, da die intravenöse Injektion bald zur Mode wurde und ein hemmungsloses Experimentieren einsetzte, das auch vor Bluttransfusionen vom Tier auf den Menschen und vom Menschen auf den Menschen nicht zurückschreckte. Die Ergebnisse dieser Bluttransfusionen gehören in die noch nicht geschriebene Geschichte des Patienten.

Schließlich ist ein weiterer Sohn des Gregor Horstius zu nennen: Georg Horstius (1626–1661). Er hatte in Gießen praktiziert und war Leibarzt des Landgrafen Georg II. gewesen. Sein Verdienst ist die Bearbeitung des monumentalen Tierbuches von Conrad Gesner, das 1669 in Frankfurt am Main erschien. Dieses Werk, welches das

gesamte zoologische Wissen der Zeit zusammenfaßt, hat heute mehr als nur historischen Wert. Denn es gibt Auskunft über Vorkommen, Rückgang und Ausbreitung von Arten und deren Lebensräumen. Dies gilt ganz besonders für das Vogelbuch.

Überschreiten wir jetzt das Jahr 1700, so steht vor uns ein Mann, der Mitglied zahlreicher Akademien war, der enge Kontakte zu Robert Boyle und Thomas Sydenham unterhielt, der Arzt von Landgrafen und Fürsten war und 1728 auch kaiserlicher Leibmedikus wurde: Michael Bernhard Edler von Valentini (1657–1729). Seine Familie war seit 1530 in Großenlinden unter dem Namen Velten ansässig, und Michael Bernhard war ihr hervorragendster Sproß. Als er 1697 Professor der Medizin in Gießen wurde, war er bereits die überragende Gestalt der Medizinischen Fakultät und sollte bald zu den großen Naturforschern und Ärzten des frühen 18. Jahrhunderts gehören.

Überaus groß ist sein wissenschaftliches Oeuvre, so daß hier nur einige Punkte hervorgehoben werden können. Die „*Novellae medico-legales*“ von 1711 weisen ihn als vorzüglichen Kenner und Bearbeiter medizinisch-gerichtlicher Fragen aus. Der Titelkupfer zeigt oben links die *Inspectio* mit dem obduzierenden Arzt, der in der Mitte einen Kniefall vor der *Nemesis Carolina* macht, eine Anspielung auf die Halsordnung Karls VI. Oben rechts erfolgt die *Renunciatio*, wird der Obduktionsbericht niedergeschrieben. In der Mittelzone stehen der Schöffe (*Scabinus*) und der Stadtarzt (*Poliater*). Der untere Fries zeigt das Gerichtsgebäude. Ebenfalls von 1711 stammt die „*Praxis medicinae infallibilis*“. Sie behandelt klinische Fälle, die von der Gießener Fakultät öffentlich diskutiert und in Gutachten festgehalten worden waren. Der Titelkupfer zeigt den Arztgelehrten – vielleicht Valentini selbst – in langer

Robe sitzend am Tisch im Kreis seiner Adepten. Der Weg ärztlichen Erkennens wird durch vier Aufschriften angezeigt: EVOLVENDO, OBSERVANDO, CONSULTANDO, PRAESCRIBENDO. Dies verdeutlicht die Abbildung 2.

In der 1713 erschienenen „*Medicina novantiqua*“ behandelt Valentini Entwicklung und Stand der gesamten Medizin bis in seine Tage. Der Titelkupfer des Werkes zeigt in der Bildmitte das Porträt des Verfassers. Im oberen Fries sind Anatomie als Auge und Schlüssel der Medizin sowie Chemie und Chirurgie als rechte und linke Hand der Medizin apostrophiert. Die Arbeitsstätten des akademischen Arztes sind wieder Hörsaal und Krankenbett. Der untere Fries gehört der *Materia Medica* mit dem Reich der Pflanzen, Tiere und Gesteine.

Einige Abbildungen mögen die in diesem Werk abgehandelte Thematik veranschaulichen. Da ist einmal ein „*Hydrops sacculus*“ gezeigt mit dem Hinweis, daß „ein Tod bringender flüssiger Stuhl schließlich der Tragödie ein Ende bereitete“. Ein andermal ist eine penetrierende Bauchverletzung mit Vorfall von Netz und Eingeweideilen vor Augen geführt. Berühmt wurde die Abbildung zu zwei Fällen von „*ödematösen Tumoren der Füße*“ bzw. von Elephantiasis. Auch wird neben einem Dizephalus eine Entlastungstrepanation im Bereich des Os frontale gezeigt, die nach Impressionsfraktur durch Stoß gegen einen Kandelaber an dem jungen Mädchen vorgenommen werden mußte. Schließlich wird neben einer *Hernia scrotalis permagna* die berühmte Magenoperation vom 9. Juli 1635 besprochen, der sich der Knecht Andreas Grünheide, bekannt als „preußischer Messerschluck“ infolge eines Mißgeschicks hatte unterziehen müssen. Die Operation hatte der Bruchschneider Daniel Schwabe in Königsberg durchgeführt, und in Gießen war jetzt ein ähnlicher Fall aufgetreten.



Abb. 2: Titelpuffer aus dem klinisch-kasuistischen Werk „Praxis medicinae infallibilis“, Frankfurt 1711.

Weithin berühmt wurde Valentini durch sein „Amphitheatrum zootomicum“ von 1720. Der Titelkupfer verwendet seltene Tierdarstellungen. Der Muskel- und Knochenmann sind der Anatomie von Gregor Horstius entnommen. Neu ist das Sektionsbild, das möglicherweise auf Gießen zurückgeht. Denn inzwischen war hier ein „Amphitheatrum anatomicum“ entstanden. So vermittelt dieser Titelkupfer wie kaum ein anderer das Schauspielhafte einer Sektion. Das anatomische Theater ist zur Bühne geworden. Unter den 105 Tafeln des Werkes findet sich auch die erste Abbildung einer Tonsillektomie, wobei ein neu konstruiertes Tonsillektom sowie das Operationsfeld mit den verschiedenen Formen von Tonsillen gezeigt werden.

Eine einzige der zahlreichen internistischen Beobachtungen von Valentini sei angeführt: Bei Diabetes-Kranken stellte er 1711 einen durchdringenden veichenartigen Geruch fest, der sich auch im Urin wiederzeigte. Er hat damit das Azeton beschrieben, das erst 1857 im Diabetikerharn erkannt und 1860 in das klinische Bild der Azidose einbezogen wurde.

Das eben genannte Gießener Amphitheatrum anatomicum, ein einfacher Fachwerkbau am Brandplatz, war dank Privatinitiative entstanden. Michael Heiland (1624–1693) – er war sechzehnmal Dekan und viermal Rektor – hatte zahlreiche Sektionen an „hingerichteten Malefizpersonen“, meist Hexen, durchgeführt und am 22. März 1664 unter großem Zulauf aus der Stadt das „Monstrum Hassiacum“, einen Siamesischen Zwilling aus dem Dorf Ulff (heute Ulfa) bei Nidda, öffentlich seziiert. Er wußte daher um die schon damals schwierige räumliche Situation der Fakultät und die schlechten Aussichten zur Behebung des Notstandes. So griff er zur Selbsthilfe und hinterließ 1693 bei seinem Tode 50 Gulden zur Gründung eines anatomischen Theaters. Mit diesem Bau war

Gießen vielen Universitäten voraus. Doch sollte er bis 1849 als Unterrichtsstätte dienen müssen, nachdem er 1722 fast abgebrannt, 1796 zum Kriegsarsenal umgewandelt und 1812 notdürftig umgebaut worden war. Die berühmte Sektion vom Wintersemester 1702/03, die Lorenz Heister, der spätere hervorragende Schrittmacher der Chirurgie, als Medizinstudent in Gießen erlebte und festgehalten hat, fand noch im alten Auditorium Medicum statt. Sie betraf, wie Heister schreibt, „einen Kerl, bei dem ein großes männliches Glied, aber sehr kleine Testiculi gefunden wurden“.

Sekant war damals Georg Theodor Barthold (1669–1713), der als „Zierde der Medizinischen Fakultät“ bezeichnet wird. Er war ein kritischer Arzt, der viel über die Fehlbarkeit seiner Wissenschaft, den Zufallscharakter ihrer Erfolge wie Mißerfolge nachdachte und dabei zu dem Ergebnis kam, daß es „dem Ruf und Namen nach viele Mediziner gibt, der Tätigkeit und dem Werk nach aber nur wenige“. So bemühte er sich um eine wissenschaftliche Fundierung der Heilkunde, die er in der Verbindung mit der Physik und Philosophie erblickte. Sein Verständnis vom Arztberuf hat er in einem Titelkupfer verdeutlicht: Von einem mächtigen Felsen mit Burg, dem Schatzhaus der Medizin, gehen steile Abhänge in die Vorhänge eines Krankenhäuses über. Hier sitzt der Arzt am Krankenbett bei der Uroskopie. Um sich dieses Instrumentes richtig bedienen zu können, bedarf es aber nicht nur der Erfahrung (*Experientia probatur*), sondern auch eines großen Wissensschatzes, der nur durch Mühen erworben wird (*labore recluditur*). Der Arzt hat sich also auf einem steilen Felspfad über Abgründe hinweg zum Medizinischen Schatzhaus (*Gazophylacium medicum*) zu begeben. Dabei bleibe er sich stets bewußt, daß er den Schlüssel zu diesem Schatzhaus nur aus Gottes Hand empfängt.

Als Iatrophysiker, der alle Phänomene des Lebens auf atomistisch-mechanistischer Grundlage erklären will, gehört Barthold schon zu den sog. Systematikern des 18. Jahrhunderts. Deduktive Theorien und ordnende Systeme wie die Monadenlehre von Leibniz zu Beginn der Epoche, der französische Positivismus um 1750 und schließlich die Naturphilosophie eines Schelling von 1799 waren die kennzeichnenden Wesenszüge dieses Jahrhunderts, die sich im übrigen bis in die Moderne verfolgen lassen. Denn das Denken in Systemen hat bis heute seine Anziehungskraft nicht verloren, vielleicht, weil der Verstand in Systemen eine gewisse Ruhe findet, was freilich nicht immer zu seinem Vorteil reichen muß.

Von den Empirikern dieser Zeit seien zwei herausragende Vertreter in Gießen genannt: Friedrich Wilhelm Hensing (1719–1745). Er hatte in Straßburg studiert und den dort erstmals 1708 eingeführten Präparierkurs kennengelernt. Mit 23 Jahren wurde er 1742 der erste Prosektor in Gießen und mit 24 Jahren bereits Professor für Anatomie. Er starb im Alter von 26 Jahren. Sein Verdienst sind wertvolle Beiträge zum Omentum und Peritoneum sowie die frühe Einführung des Präparierkurses in Gießen. Das fehlende Demonstrationmaterial ersetzte er durch eine Sammlung von Injektionspräparaten nach dem Muster von Frederik Ruysch. Die heute verlorene Sammlung war ein Beispiel manieristischer Anatomie. Der zweite Empiriker ist Gerhard Tabor (1694–1742), der acht Jahre die Chirurgie in Gießen vertrat und sich durch seine Schrift über das Mammakarzinom einen Namen gemacht hat. Statt eines einfachen Messers empfahl er zur Brustoperation das von ihm kunstvoll ersonnene, dann aber doch wenig verwendete sichelförmige Amputationsinstrument. Er war Garnisonsarzt in Gießen gewesen.

Blickt man auf das 18. Jahrhundert zurück, so ergibt sich, daß die Fakultät im Durchschnitt mit zwei Professoren vertreten war. Ludwig Leo Heinrich Hilchen war von 1748 bis 1751 sogar der einzige Professor der Medizin in Gießen. Erst 1796 sollten es wieder vier und 1823 schon sechs Lehrer der Heilkunde in Gießen sein. Als sich um 1800 die Zahl der Medizinstudenten erhöhte, wurden sogar Stimmen laut, die vor einer Überfüllung des Ärztestandes warnten. Von Gießen aus war dies aber mit Sicherheit nicht zu befürchten. Universität und Medizinische Fakultät mußten mit schwierigen äußeren Bedingungen leben. So sollte auch die Hessische Akademie der Wissenschaften, die 1767 gegründet wurde und deren Sekretär der medizinischen Klasse Christoph Ludwig Nebel war, sich schon nach sieben Jahren (1774) wieder auflösen. Ein einziger Band der „Acta philosophico-medica Societatis Academiae Scientiarum Hassiaca“ war 1771 erschienen. Habent sua fata – Academiae.

Bevor wir jetzt aus dem tief versunkenen Erdgeschoß in die Beletage des 19. und 20. Jahrhunderts treten, erlauben Sie eine Bemerkung. Bekanntlich erstreckt sich der sog. medizinhistorische Narzißmus gern auf das „interessante“ 19. und 20. Jahrhundert. Denn man kann dabei unserer jüngeren Vergangenheit in posthumer Anerkennung auf die Schultern klopfen, ja man kann sogar die jüngere Vergangenheit eine Laudatio auf die Gegenwart und die Zukunft halten lassen. Medizingeschichte wird so zur Tendenzgeschichte, dient Dekorationszwecken. Wir möchten weder dies noch eine lückenlose Dokumentation des 19. und 20. Jahrhunderts, was unmöglich ist und außerdem für den Leser unerträglich wäre. Wir wählen daher aus, setzen Schwerpunkte, wobei uns gerade die heute so beargwöhnten Namen und Ideen großer Ärzte hilfreich sind. Sind sie doch

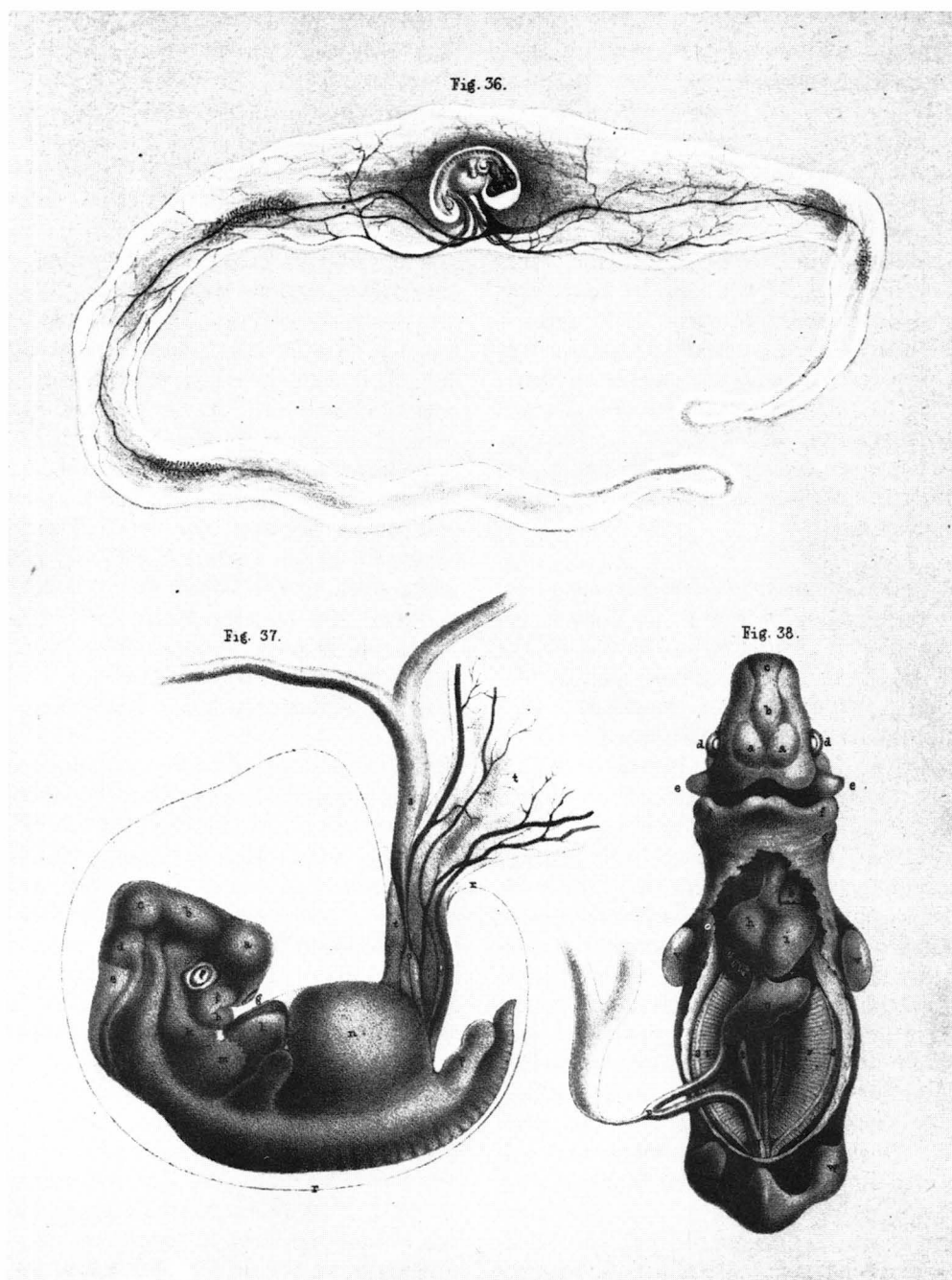


Abb. 3: Gezeigt ist ein Rehembryo in drei verschiedenen Ansichten. Bischoff hat 1854 mit der Eiruhe beim Rehwild ein Problem behandelt, dessen endokrinologische Steuermechanismen Gegenstand aktueller wildbiologischer Forschungen sind.

die Kristallisationspunkte, an denen die Gedanken der amorphen Mehrheit erst Gestalt gewinnen.

Ein solcher großer Arzt und Forscher in Gießen war Theodor Ludwig Wilhelm Bischoff (1808–1882), der durch seine bahnbrechenden Arbeiten zur Embryologie dieser Universität und Fakultät einst Licht und Glanz aufsetzte (Abb. 3). Da seinem 100. Todesjahr eine kleine Gedächtnisausstellung¹ gewidmet ist, soll hier nur auf zwei Schriften der Gießener Zeit hingewiesen werden: Die „Entwicklungsgeschichte des Hunde-Eies“ von 1845 und die „Entwicklungsgeschichte des Meerschweinchens“ von 1852. Beide stellen Glanzpunkte der embryologischen Forschung dar. Bischoff hat ferner dem behelfsmäßigen anatomischen Unterricht im alten Amphitheatrum anatomicum ein Ende bereitet, indem er im Jahre 1849 ein mustergültiges Anatomisches Institut in der Bahnhofstraße 84 schuf. Da die diesbezügliche Schrift von Bischoff heute selten geworden ist, konnte dank der großzügigen Unterstützung des Verlages des Gießener Anzeigers, der die Schrift schon 1852 herausgegeben hatte, ein Nachdruck veranstaltet werden.

Fachvertreter für Physiologie war seit 1855 Conrad Eckhard (1822–1905), der von 1860 bis 1891 auch die Anatomie versah. Die Leistung dieses bedeutenden Forschers liegt in 12 Bänden fest, die als „Beiträge zur Anatomie und Physiologie“ in Gießen zwischen 1858 und 1888 erschienen sind. Da sein Oeuvre mehrfach gewürdigt worden ist, zuletzt von Karl Bürker 1937, seien nur zwei seiner Schüler vorgestellt: Der erste ist Hermann Welcker (1822–1897), ein gebürtiger Gießener, der als Bahnbrecher der quantitativen Mikromorphologie gilt. Er war aktives Mitglied des Gießener „Vereins für Mikroskopie“, hat in Gießen sein Tellermikrotom konstruiert und gehörte mit dem Pathologen Adolph

Carl Gustav Wernher und dem Pharmakologen Philipp Phoebus zu einer Kommission, welche die Güte von Mikroskopen der Firma LEITZ überprüfte. Schon Bischoff hatte 1854 mit Carl Kellner den Bau eines Großmikroskops geplant, und aus Kellners Jahresproduktion von 28 Mikroskopen waren allein vier nach Gießen gegangen. Nimmt man das 1877 erschienene Gießener Lehrbuch der Pathologischen Anatomie von Max Perls hinzu, dessen 124 Holzschnitte nach Leitz-Aufnahmen gezeichnet wurden, so lag es nahe, die Entwicklung der Mikroskopie seit 1850 bis heute gerade im Hinblick auf den Anteil der Medizinischen Fakultät in Form einer Ausstellung vor Augen zu führen. Hierzu hat sich die Firma LEITZ mit einer Sonderschau historischer Leitz-Mikroskope dankenswerterweise bereit gefunden.

Der zweite Schüler war Ferdinand Adolf Kehrler (1837–1914), der von 1872 bis 1881 Direktor der Gießener Entbindungsanstalt war und als Reformator des klassischen Kaiserschnitts gilt. Weitgehend unbekannt ist, daß Kehrler 1879/80 in Gießen Versuche an Tieren mit dem Ziel durchführte, eine Translokation der Ovarien und Eileiter zu erreichen. Als Schüler von Conrad Eckhard – dieser hatte gesagt: Die Physiologie des Nerven ist der Nerv der Physiologie – war er Neuropsychologe genug, um Eduard Friedrich Wilhelm Pflügers Hypothese (1865) von der nervösen Steuerung der Sexualfunktionen zu falsifizieren. So hat Kehrler als erster die hormonale Verursachung der Menstruation vermutet und vorgeschlagen, aus Blutproben vor und nach der Menstruation „gewisse excitierende Substanzen aus den Ovarien“ zu gewinnen.

„Am meisten der Physiologie verwandt ist die heutige Arzneimittellehre“, hatte Eckhard 1869 gesagt, und schaut man auf ihre Gießener Vertreter, so läßt sich die Entwicklung der Pharmakologie zu einer ex-

perimentellen Disziplin in seltener Weise am Beispiel der Gießener Lehrbücher aufzeigen. Dabei ist beachtenswert, daß der Beginn der wissenschaftlichen Pharmakologie mit einem einzigen Namen verbunden ist, Rudolf Buchheim (1820–1879), der die neue Wissenschaft zwischen der Physiologie und der soeben entstandenen experimentellen Pathologie ansiedelte und dessen Ideen sich über seinen Schüler Oswald Schmiedeberg in Straßburg weltweit ausbreiteten. Beachtung verdienen aber auch seine Vorgänger wie Philipp Friedrich Wilhelm Vogt (1786–1861), der schon 1824 ein „Lehrbuch der Pharmakodynamik“ in Gießen erscheinen ließ und damit erstmals den Ausdruck „Pharmakodynamik“ im Titel eines Lehrbuchs verwendete. „Von der Pharmakodynamik zur Pharmakokinetik“ heißt die beispielhafte Entwicklung in Gießen. Doch bedarf die Pharmakokinetik hier keiner Erwähnung, da sie in aller Munde ist. Erwähnt werden sollte jedoch der Pionier der Allergieforschung und Vorkämpfer eines kontrollierten Apothekenwesens, Philipp Phoebus (1804–1880). Er hat 1844 in Gießen „das erste pharmakologische Institut in Deutschland“ geschaffen, wie er es nannte. Mit seinem Kommentar behielt er Recht: „Ceci est paradoxes aujourd’hui et demain ce sera lieu commun.“

Schon vier Jahre später, 1848, erhielt Gießen einen Lehrstuhl für Pathologie, den Ludwig Franz Alexander Winther von 1867 bis 1871 als Ordinarius bekleidete. In auffällig rascher Folge wechselten dann zwischen 1872 und 1882 Theodor Langhans (1839–1915), Karl Koester (1843–1904) und Max Perls (1843–1881). Auch Felix Marchand (1846–1928), der als präsumptiver Nachfolger von Rudolf Virchow nach Gießen gekommen war, blieb nur zwei Jahre. Fragt man nach den Gründen dieses Kommens und Gehens, so belegen Akten den wachsenden bürokrati-

schen Druck und die administrativen Behinderungen, denen Marchand sich durch Weggang von Gießen entzog. Dies sei an einem Beispiel belegt.

A. C. 199 Giessen, am 4. April 1882

Betreffend: Das Sections-Local

Bericht des Grossherzoglichen Directors des Pathologischen Institutes Prof. Dr. Marchand

4. *Der Fussboden des Sections-Localen bedarf der Ausbesserung, da derselbe an manchen Stellen uneben geworden ist, so dass der Sectionstisch nicht mehr horizontal steht.*
5. *Auch die Fenster des Localen sind sehr undicht, und gewähren nur einen sehr unvollkommenen Schutz gegen Wind und Regen, so dass ein längerer Aufenthalt in dem Raume bei der ohnehin mit mancher Unannehmlichkeit verbundenen Arbeit stets Erkältungen zur Folge hat.*

Prof. Dr. Marchand

A. C. 239 Giessen, am 25. April 1882

Betreffend: Reparaturen in dem Sections-Local

Bericht des Grossherzoglichen Kreisbauamtes an die Grossherzogliche Academische Administrations-Commission

zu Pos. 4: *Dieser Fussboden ist noch in gutem Zustand, dagegen bedürfen die Füße des Tisches der Abgleichung, was jedoch nicht Sache des Bauamtes ist.*

zu Pos. 5: *Die Fenster sind in ganz gutem Zustand, nur etwas eingetrocknet, wie dies bei allen Fenstern vorkommt. Der Luftzug wird sich in Folge der Schieberanlage vermindern, seine gänzliche Beseitigung dürfte jedoch in diesem der Ventilation so sehr bedürftigen Local kaum wünschenswert sein.*

Holzapfel

Erst Eugen Woldemar Bostroem (1850–1928) sollte 1890 den Neubau des Pathologischen Instituts durchsetzen. Der Gh. Medizinalrat mit der „ritterlichen Landsknechtsgestalt“, so nannte ihn Otto Lubarsch, führte ein patriarchalisches Regiment. Nach heutiger Ansicht hätten Studenten und Mitarbeiter ihn fürchten müssen. Doch liebten und verehrten sie ihn. Allein 296 Studenten wählten ihn zu ihrem Doktorvater, und in den 43 Jahren der Ära Bostroem (1883–1926) erlebte das jetzt bald 100 Jahre alte Pathologische Institut so manchen später hochberühmten Pathologen. Es sei nur angemerkt, daß Karl Maximilian Wilhelm Wilms (1867–1928) als Assistent von Bostroem (1891–1895) in Gießen seine Aufsehen erregende Schrift über die Mischgeschwülste verfaßte, und Theodor Fahr (1877–1945), der 1914 mit

Franz Volhard die „Bright'sche Nierenkrankheit“ vorlegte, bei Bostroem 1903 mit einem Thema zur Nierenpathologie promoviert worden war.

Zu den Disziplinen, die wie die Anatomie, Physiologie, Pharmakologie und Pathologie im 19. Jahrhundert in Gießen einen ordentlichen Lehrstuhl erhielten und einen beachtlichen Anteil an der Entwicklung ihres Faches nahmen, zählt auch die Hygiene. Georg Gaffky (1850–1928) war es gelungen, den Erreger des Typhus abdominalis in Reinkultur aus Milz und Mesenterialdrüsen zu züchten und in der Kartoffelkultur von anderen Bakterienarten zu unterscheiden. Dies demonstriert das Gießener „Familienfoto“ (Abb. 4) mit Gaffky in der Mitte im Kreise von Kollegen, Mitarbeitern und Schülern, die später bedeutende Forscher wurden. Denn noch bildete die

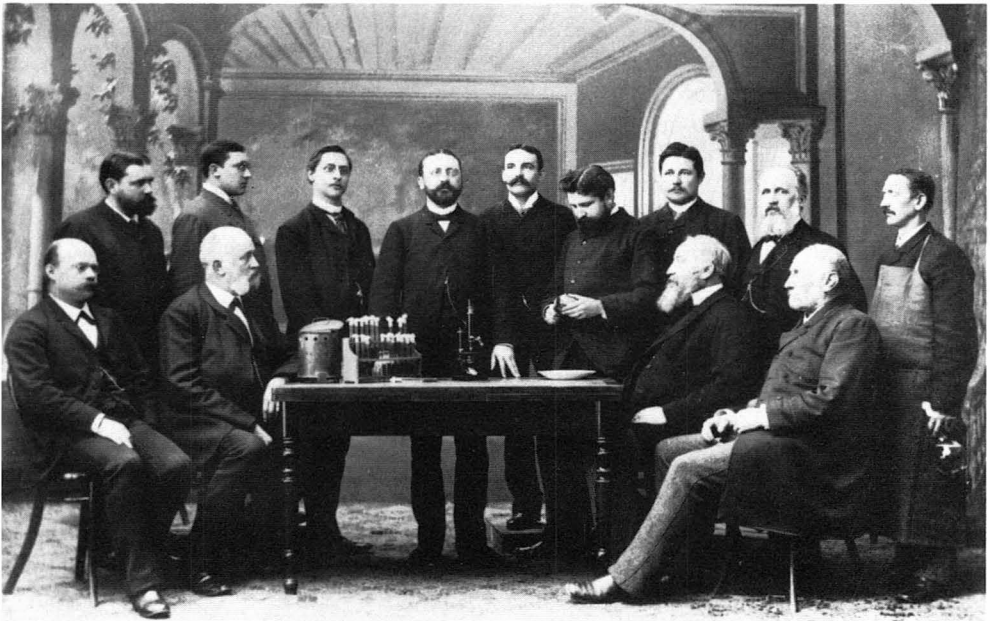


Abb. 4: Das kurz vor 1901 bei Foto Uhl in Giessen entstandene Gruppenbild zeigt Georg Gaffky in der Mitte hinter dem Tisch im Kreise von Schülern und Kollegen. Noch konnten die Namen aller Anwesenden nicht ausfindig gemacht werden (Erstveröffentlichung).

Universität eine Elite aus. Als 1896 die orientalische Beulenpest in bedrohlichem Ausmaß ausbrach, führte Gaffky die Pestexpedition des Deutschen Reiches nach Bombay. Der grundlegende Forschungsbericht erschien 1899. Gaffky war Ehrenbürger der Stadt Gießen, die ihm u. a. den Schularzt und die kreisärztliche Fortbildung verdankte.

Im Jahre 1879 wurde ein Forscher nach Gießen berufen, dessen Schüler Franz Volhard 1904 schrieb: „In der Wissenschaft hat er sich selbst ein stolzes Denkmal errichtet, aere perennius.“ Er fährt fort: „Wenn heute jeder Besucher dieses Musterinstitutes entzückt ist von der herrlichen Lage, der Übersichtlichkeit der Anordnung, den hellen und luftigen Krankensälen, dem großartigen Laboratorium, so ist das sein Verdienst.“ Gemeint ist Franz Riegel (1843–1904), der Erbauer der Medizinischen Klinik.

Riegel hatte 1879 in Gießen „jammervolle Verhältnisse“ angetroffen. Die einzige Klinik, das 1830 eröffnete „Akademische Hospital“, kam den Anforderungen eines Krankenhauses nicht mehr nach. Ein klinisches Laboratorium fehlte, und die hier untergebrachten Abteilungen für Innere Medizin, Chirurgie und Ophthalmologie verfügten über jeweils 10 Betten. Bereits 11 Jahre später stand dank Riegels Einsatz eine neue Medizinische Klinik da, die 1890 mit der Frauenklinik und dem Pathologischen Institut eingeweiht wurde. Sie hatte 800 000 Mark gekostet. Die Pflegesätze lagen entsprechend den drei Klassen zwischen 10,50 und 2,50 Mark pro Tag. Als weiterer Bau folgte 1896 das Hygiene-Institut. Riegel hatte sowohl den Platz am Seltersberg ausgesucht als auch die Pläne im großen wie im kleinen entworfen. Seit 1890 war er Geheimer Medizinalrat sowie der erste Verwaltungsdirektor der neuen Kliniken. Volhard schrieb 1904 über seinen Lehrer Riegel: „Er war von früh bis

spät beständig an der Arbeit. Erholung, Muße, Zerstreung gab es für ihn nicht. Fleiß und Pflichtgefühl war bei ihm alles.“ Nur so ist verständlich, daß Riegel in den 11 Jahren kümmerlicher Unterbringung im Akademischen Hospital trotzdem grundlegende Arbeiten über die Krankheiten des Herzens und der Atmungsorgane verfaßte, die ihm allein einen Ehrenplatz in der Inneren Medizin sichern. Nach dem Bezug der neuen Klinik stand ganz die Erforschung der Magenkrankheiten im Vordergrund, deren klassischer Bearbeiter er wurde. Ein heimtückisches Lungenleiden raffte ihn, der so viel über respiratorische Krankheiten geforscht hatte, plötzlich hinweg. Zurück blieb die Riegel-Schule, aus der neben Franz Volhard hier drei voneinander verschiedene Schüler genannt seien: Carl von Noorden (1858–1944), der als Internist in Wien und Frankfurt wirkte und mit der Diabetes-Forschung verbunden bleibt, Ludwig Edinger (1855–1918), der Begründer der Päläoneuroanatomie, der in einem von Lovis Corinth 1909 gemalten Bild festgehalten ist und Georg Sticker (1860–1960). Auf ihn geht die Pestformel, die Beschreibung des Primärinfekts der Lepra in der Nase und die Entdeckung des Erythema infectiosum zurück. Da er von der Erkenntnis durchdrungen war, daß Gegenwärtiges durch historische Betrachtung besser und tiefer verstanden wird, las er schon 1895 Medizingeschichte in Gießen. Er starb 1960 im Alter von 100 Jahren und vier Monaten als emeritierter Ordinarius für Medizingeschichte an der Universität Würzburg und als bislang unübertroffener Seuchenhistoriker.

Der Medizinischen Klinik schloß sich alsbald der Neubau der Chirurgischen Klinik an. Sie wurde unter Peter Poppert (1860–1933) im November 1907 fertiggestellt und umfaßte auf einem Gelände von 23 000 m² einen Gebäudekomplex für 200 Kranke. Attraktion war der Operationssaal mit

dem Operationstisch, der durch ein Zuleitungsrohr mit dem von dem Gießener Pharmakologen Julius Geppert konstruierten Geppertschen Chloroformapparat verbunden war. Poppert, dem 1914 schon ein Oberarzt und sieben Assistenten zur Seite standen, hat wie Riegel der Fakultät zu großem Ansehen verholfen. Mehrere Rufe lehnte er ab und widmete sich ganz der Abdominalchirurgie. Über 6000 Gallenoperationen hat er vorgenommen. Er selbst starb an einem Pseudorezidiv nach Cholezystektomie. Sein Wunsch, das gesamte Gallenmaterial der Öffentlichkeit vorzulegen, ging nicht mehr in Erfüllung. Das Material harrt bis heute der Bearbeitung.

Fast gleichzeitig erfolgte im August 1907 die Eröffnung der Augenklinik, die für 120 Betten bestimmt war. Sie stand an der Spitze aller Universitätsaugenkliniken. Ihrem Erbauer Adolf Vossius (1855–1925) ist dafür zu danken, daß er trotz vieler Anfeindungen sich mit dem Argument durchzusetzen vermochte, er baue nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft. Diese Zukunft dauert bis zur Stunde. Auch Vossius hat das Ansehen der Fakultät und seines Faches gemehrt. So wurde sein Lehrbuch der Augenheilkunde von 1888 in der dritten Auflage auch ins Russische und Japanische übersetzt.

Verfolgt man die weitere Entwicklung, die 1890 mit der Erbauung der Medizinischen und Frauenklinik begonnen hatte und über die Chirurgische Klinik und Augenklinik von 1907 zur Kinderklinik von 1912, zur HNO-Klinik von 1913 und zur Hautklinik von 1914 führte, dann müssen die damals im Rahmen einer vorausschauenden Baukonjunktur unternommenen Anstrengungen heute wehmütig stimmen. Das kleine Gießen hatte innerhalb weniger Jahre die meisten Universitäten, auch die in den großen Städten, überholt.

Freilich war diese Entwicklung nicht reibungslos abgelaufen. Was die Kinderklinik betrifft, so besaß Gießen zwar als eine der ersten deutschen Universitäten eine derartige Anstalt, doch hat Gießen 1933 auch als vorletzte aller deutschen Universitäten ein Ordinariat für Kinderheilkunde erhalten. Auch hier hatten die Geburtshelfer und Internisten den Säugling nicht kampflos dem Pädiater überlassen.

Der Bau der Ohrenklinik kam sogar erst nach scharfen und mit letzter Konsequenz geführten Auseinandersetzungen zustande. Der erste Extraordinarius des Faches, Hermann Johann Friedrich Steinbrügge (1831–1901), der anfangs ohne Remuneration mit einigen Amanuenses in der alten Poliklinik am Bahnhof arbeitete, war 1901 gestorben. Dem Nachfolger Ernst Hermann Max Leutert (1862–1918) blieb es vorbehalten, im Jahre 1909 durch seinen Rücktritt unter gleichzeitigem Verzicht auf Pension den Bau der Ohrenklinik zu erzwingen. Schon 1913 konnte Carl von Eicken sie beziehen und 1918 in Gießen das vierte Ordinariat für HNO-Heilkunde nach Rostock, Graz und Halle begründen.

Schließlich folgte die am 4. März 1914 unter Albert Jesionek (1870–1935) errichtete Hautklinik. Ihr war am 19. Mai 1913 die erste in Deutschland geschaffene Lupusheilstätte, das sog. Dietzhaus, vorausgegangen. Der Freiluft-Sonnenbehandlung, die im Winter durch das Hallenlichtbad ersetzt wurde, verdankte die Lupusheilstätte ihren großen Zuzug aus dem In- und Ausland. So wurden von 1913 bis 1938 rund 7000 Patienten mit Hauttuberkulose erfolgreich behandelt. Ausgehend von der Erfahrung, die Bernhard und Rollier mit der Heliotherapie im Hochgebirge gesammelt hatten, kam Jesionek in Übereinstimmung mit Finsen zur allgemeinen Behandlung der Lupösen im Gegensatz zu der Herdbehandlung der Lupustherapeuten.

„Wenn irgendwo in vergangener Zeit ein Arzt biologisch dachte, so gilt dies für Jesionek“, aus dessen Gießener Schule bedeutende Dermatologen hervorgegangen sind.

Schließlich sind noch zwei Disziplinen zu nennen, an deren Beginn in Gießen hervorragende Persönlichkeiten standen. Vorweg die Geburtshilfe mit Ferdinand August Maria Franz von Ritgen (1787–1867), dem Begründer einer der neun deutschen Geburtshelferschulen. Die Universalität dieses Forschers, der am Übergang der Naturphilosophie zu den exakten Einzelwissenschaften steht und dessen Oeuvre von der Medizin bis zur Astronomie reicht, kann hier nicht behandelt werden. Erwähnt werden muß aber die von ihm 1814 eröffnete Accouchieranstalt, im Volksmund „Engagieranstalt“ genannt. Mag ih-

re apparative Ausstattung aus heutiger Sicht heraus auch bescheiden gewesen sein, so fanden doch in der Gebärklinik seit dem 15. November 1814, dem Aufnahmetag der ersten Schwangeren, bis zum Jahre 1828 insgesamt 1700 Personen Hilfe und Pflege. Zwischen 1816 und 1858 wurden hier zugleich von Ritgen 1412 Hebammen ausgebildet, 36 pro Jahr, und damit war eine Tradition geschaffen worden, die Heinrich Walther (1866–1950) ab 1890 in hervorragender Weise fortführen sollte (Abb. 5). Diese weithin berühmte Entbindungsanstalt in der Senckenbergstraße war die erste stationäre Klinik in Gießen.

Der Geburtshelfer Ritgen hat dieser Universität und Fakultät zu besonderem Ruhm verholfen. Da er der Meinung war, „daß auch Damen von Bildung sich mit



Abb. 5: Der Giessener Hebammenkurs von 1923/1924. Heinrich Walther (im Vordergrund) war Lehrer an der Giessener Hebammenanstalt und Reformator des Hebammenwesens in Hessen. Sein „Leitfaden zur Pflege der Wöchnerinnen und Neugeborenen“, Wiesbaden 1898, wurde ins Bulgarische, Russische und Japanische übersetzt (Erstveröffentlichung).

diesem Fach beschäftigen können“, verlieh die Medizinische Fakultät als erste aller deutschen Universitäten am 6. September 1815 der Geburtshelferin Josepha von Siebold die Ehrendoktorwürde der Entbindungskunst, und am 26. März 1817 wurde ihre Tochter Charlotte in Gießen zur ersten Doktorin artis obstetriciae mit einer Schrift über Bauchhöhlenschwangerschaft promoviert. Mutter und Tochter waren die ersten in Gießen promovierten Frauenärz-

tinnen Deutschlands. Das Klientel der Tochter war fürstlich: Am 24. Mai 1819 entband sie die Herzogin von Kent von einem Mädchen mit Namen Victoria, der späteren Königin von England. Am 26. August 1819 war sie die Hebamme bei der Geburt des Prinzen Albert von Coburg. Victoria und Albert sollten später heiraten und am 17. August 1845 ihre gemeinsame Hebamme in Mainz besuchen. Queen Victoria schrieb damals:

*very vulgar. - Later to we saw
 to me Heidenreich, who is a real
 Physician & who attended
 Mama when I was born, - &
 Albert's Mother when he was
 born, which is a very curious
 circumstance - & who had never
 seen either of us since. -*

„Später auch sahen wir Frau Heidenreich, die eine wirkliche Ärztin ist und die Mama beistand als ich geboren wurde und Alberts Mutter als er geboren wurde, was ein sehr merkwürdiger Umstand ist – und die seitdem noch keinen von uns jemals gesehen hatte.“

Dieses Schriftstück konnte zusammen mit anderen Urkunden in der Ausstellung wie auch im Katalog „375 Jahre Medizin in Giessen“ zum erstenmal „by gracious permission“ Ihrer Majestät, der Königin von England, Elizabeth II., gezeigt und publi-

ziert werden. Die Beschaffung der Urkunden aus den Royal Archives im Windsor Castle wird Herrn Dr. Johannes Peter Rupp verdankt.

Eine zweite Forscherpersönlichkeit ist hier wie folgt zu kennzeichnen: Er bemühte sich früh um die Objektivierung psychischer und neurologischer Symptome, veröffentlichte die ersten Lehrbücher für forensische Psychiatrie und für Tierpsychologie, gründete die deutsche Gesellschaft für Psychohygiene und für Psychotherapie, ent-

warf einen Intelligenztest, trieb genealogisch-pathographische Studien, erwanderte die Wege der Nibelungen von Xanten bis Ungarn, ersann Sonette und handelte über Währungssysteme. In Gießen schuf er das Liebig-Museum, legte Grünflächen in der Stadt und den akademischen Sportplatz an, propagierte Ruhehallen mit Liegestühlen, wollte die Lahn bis Gießen schiffbar machen und den Bahnhof verlegen, ging mit von ihm konstruierten Wasserskis auf der Lahn zwischen Gießen und Wetzlar spazieren und setzte sich als bislang einziger Psychiater der Welt schon zu Lebzeiten selber einen Gedenkstein:

ROBERTUS	MEMORIAE	CIVIS
SOMMER	ROMANORUM	GISSENSIS
CUM UXORE	BARBARUS	
	ANNO MDCCCCXII	

Der Stein steht an der nördlichsten Ecke des römischen Limes bei Grüningen. Ritgen hatte schon 1835 ein „Hospital für heilbare Irre an der Landes-Universität“ gefordert und seit 1837 auch Seelenheilkunde gelesen. Es blieb aber dem Organisationstalent des Begründers des „Hilfsvereins für die Geisteskranken in Hessen“, Georg Ludwig (1826–1910), überlassen, im Jahre 1879 den Beschluß auf Erbauung einer psychiatrischen Klinik durchzusetzen und gemeinsam mit Riegel 1887 die Pläne dafür auszuarbeiten. Gewählt wurde die Konzeption von Griesinger. Dieser hatte 1865 die Medizinische Klinik in Zürich mit der Psychiatrischen Klinik in Berlin vertauscht und dort die Neurologie miteinbezogen. Unter dem Einfluß der Zellulärpathologie hatte das lokalistische Denken wieder Oberhand gewonnen und der alte Satz, daß Geisteskrankheiten Gehirnkrankheiten seien, schien erneut bestätigt. Dies blieb nicht ohne Folgen auf die Anstalten, die mit ihren Patientenreservoirs jetzt als Forschungs- und Unterrichtsstät-

ten dienten und ihren ehemaligen Festungscharakter zugunsten von psychiatrischen Stadtasylen nach Griesinger abstreiften. Dieses Konzept wurde in Gießen durch Robert Sommer in Form des Pavillonstils verwirklicht. Die am 25. Februar 1896 eröffnete Psychiatrische Klinik, die in ihrer Zeit als eine der fortschrittlichsten galt, erfüllt noch heute mit Einschränkungen ihre Aufgabe.

Wir waren ausgegangen von Gregor Horstius, dem „Äskulap der Deutschen“. An seine Seite zu stellen ist am Schluß Georg Haas, der „Pionier der Hämodialyse“. Er war 30 Jahre (1925–1955) Direktor der Medizinischen Poliklinik und starb, von der Fachwelt unbemerkt, am 6. Dezember 1971 in Gießen. Sein Wirken als Arzt, Lehrer und Wissenschaftler an dieser Fakultät dürfte einmal mehr unterstreichen, daß das Kennzeichen höchsten Strebens oft darin liegt, unter schwierigen Umständen und mit bescheidenen Mitteln Großes zu leisten. Eine solche Leistung hat Georg Haas vollbracht. Er hat mit dem von ihm erbauten „Kabinensystem“ – der ersten künstlichen Niere, die am Menschen Anwendung fand – in Gießen im Sommer 1924 die erste Hämodialyse am Nierenkranken durchgeführt. Als gerinnungshemmendes Mittel war Hirudin verwendet worden, das auch noch bei den vier Hämodialysen des Jahres 1926 eingesetzt wurde (Abb. 6). Die siebte „Blutwäsche“ des Jahres 1927 war zugleich die erste mit Heparin vorgenommene Dialysis in vivo. Mindestens 12 Hämodialysen, die letzte am 4. Mai 1928, hat Haas in Gießen durchgeführt, um zu dem Ergebnis zu kommen, daß „die künstliche Niere ein Verfahren von großer und vielfältiger Wirkung ist, die entsprechende Würdigung und Anerkennung finden sollte.“ Georg Haas hat diese Anerkennung nicht gefunden. Die Sonderausstellung „Die Sammlung künstlicher Nieren“ erinnert daher an ihn.² Diese seltene Ausstellung, die nach



Abb. 6: Eine der vier von Georg Haas im Jahre 1926 durchgeführten Hämodialysen.

Amsterdam hier zum zweitenmal in Europa zu sehen ist, wird der großzügigen Unterstützung der Firma TRAVENOL verdankt und hier besonders Herrn McBride, auf den die Sammlung zurückgeht und der eigens aus USA hierher gekommen ist. Zum erstenmal wird dabei die Haas-Niere, deren Original heute verloren ist, in einem von Herrn Kollegen Irnich nachgebauten Modell zu sehen sein.

Schaut man zurück auf die Bewohner dieser Fakultät, von Horstius bis Valentini im Erdgeschoß, von Bischoff und Buchheim über Ritgen und Riegel bis hin zu Haas in der Beletage der Moderne, so kommt man zu dem Ergebnis, daß Gießen und insbesondere die Medizinische Fakultät wohl immer eine Arbeitsuniversität war, die bei bescheidenen äußeren Verhältnissen nie zu spektakulärem Ansehen gelangte, aber getreu dem Motto ihres Emblems einen nüchternen Sinn und ein maßvolles Handeln an den Tag legte. Ihr Anteil am Werden der medizinischen Wissenschaft ist erheblich, teilweise sogar grundlegend, und dieser Anteil, den wir aufzuzeigen suchten, rechtfertigt in keinem Fall den eingetretenen Verlust der Vergangenheit, sondern mahnt zur Pflege der mit hoher Verpflichtung auf uns gekommenen Tradition. Denn diese Tradition ist „keine Last, die uns drückt, sondern ein Grund, der uns trägt“, wie Heinz Hungerland, der heute leider nicht hier sein kann, als Rektor des Festjahres 1957 zu Recht feststellte. Unter Wahrung ihres Auftrages ist die Medizinische Fakultät seit ihrer Gründung vor 375 Jahren trotz vieler Schwierigkeiten ein beachtlicher Teil der Universität gewesen. Für das verbleibende vierte Saeculum mö-

ge sich das Wort von Georg Herzog erfüllen, der in den Nachkriegsjahren mit Mut und Tatkraft für die Wiedererrichtung der Universität und Neugründung der Medizinischen Fakultät eingetreten ist. Er sagte: „Die Medizinische Fakultät ist in steter Weiterentwicklung ein bedeutendes und lebendiges Glied der Universität geblieben. Sie wird es bleiben bei ihrer festen Fundierung und ihrer allseitigen Anerkennung als eine wichtige Stütze des Ganzen.“

Anmerkungen

- ¹ Die „Gedächtnisausstellung zum 100. Todesjahr von Theodor Ludwig Wilhelm Bischoff“ war Bestandteil der Ausstellung anlässlich der 375-Jahrfeier der Universität Gießen „375 Jahre Medizin in Gießen“, die vom 11. Mai bis 30. Juni 1982 im Anatomischen Institut der JLU Gießen gezeigt wurde.
- ² Die Sonderausstellung „Die Sammlung künstlicher Nieren“ war im Rahmen der unter ¹ genannten Ausstellung „375 Jahre Medizin in Gießen“ zu sehen.

Literatur,

auf die der Vortrag Bezug nimmt und die ihm zugrunde liegt:

Benedum, J., M. Michler: Das Siegel der Medizinischen Fakultät Giessen, (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek Gießen, Nr. 35), Gießen 1982.

Benedum, J., Chr. Giese: 375 Jahre Medizin in Giessen. Eine Bild- und Textdokumentation von 1607–1982. Katalog zur Ausstellung anlässlich der 375-Jahrfeier. Gießen 1982.

Benedum, J.: Geschichte der Medizinischen Fakultät Giessen. In: 375 Jahre Universität Giessen 1607–1982. Ausstellungskatalog, hrsg. von N. Werner und H.-G. Pfeifer. Gießen 1982, S. 90–109.

Bischoff, Th. L. W.: Das neue Anatomiegebäude zu Giessen. Gießen 1852. Nachdruck, hrsg. und mit einem Vorwort versehen von J. Benedum. Gießen 1982.